

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

14 (17.1.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Strenge Winter

Von Ernst Edgar Reimerdes

Der Winter dieses Jahres hat sich bis jetzt nur zeitweilig als ein rauher Geleise gezeigt und uns nur vorübergehend tiefere Temperaturen gebracht. Ob deshalb die Behauptung richtig ist, es gäbe infolge einer Klimaänderung in unsern Breiten überhaupt keine wirklich strengen Winter mehr, mag dahingestellt bleiben. Zweifellos haben wir in Deutschland schon seit langer Zeit keine so anhaltenden Kälteperioden mehr gehabt, wie sie unseren Vorfahren beschieden waren. Wir denken dabei unwillkürlich an den „berühmten“ Winter von 1812-13, der Napoleon zum Rückzug aus Rußland zwang und auch Deutschland langanhaltende, sehr strenge Kälte brachte. (Mitteltemperaturen von 4,7 Grad.) Lange vor jener Zeit hat es bei uns manchmal außergewöhnlich strenge Winter gegeben; das ist jedoch nicht so häufig wie man anzunehmen geneigt ist, beweist die Tatsache, daß wir z. B. in den beiden letzten Jahrhunderten nur 11 besonders kalte Winter mit Mitteltemperaturen von -6,4, -5,3, -4,7 und -4,5 Grad hatten.

Ueber strenge Winter in Deutschland und ihre Begleiterscheinungen müssen die alten Chronisten Dinge zu berichten, das es uns im wohlwärmtesten Zimmer fast über den Rücken läuft. Beiderseits fehlt dabei meist die Angabe der Kältegrade, aber schon die Beschreibung der näheren Umstände gibt ein klares Bild von dem, was die Menschen damals durchzumachen, mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatten.

Manchmal ist in den alten Berichten davon die Rede, daß die Vögel in der Luft erfroren und tot zur Erde fielen, wie es z. B. 1126 geschah. Die dem furchtbaren Winter folgte ein so schlechter Sommer mit Missernten, daß z. B. in Holftein zahlreiche Menschen und Tiere verhungerten. Bismillen war die Kälte so streng, daß die größten Flüsse, ja Teile der Ost- und Nordsee, aufroren, wie 1290 das Kattegat. 1305 konnte man von Kiel nach Lübeck aus über die Ostsee mit Schlitten und Wagen nach Kopenhagen und den dänischen Inseln fahren. Da diese Reise natürlich längere Zeit dauerte, waren mitten auf der See Stütten zum Übernachten eingerichtet worden. Zwanzig Jahre später, ebenio 1309, ging man im Februar über die ausgefrorene See nach Dänemark herüber. 1490 herrschte solch heftiger Frost, daß ein Pferdehändler aus Eiderstedt, nachdem es erst drei Tage gefroren hatte, mit einem Transport von 48 Pferden die Eider überschreiten konnte. Ein besonders langer und strenger Winter war unserm Lande von 1500 auf 1510 beschieden; der Frost setzte schon am 16. Oktober ein und hielt bis zum 9. Februar an. 1513 begann die Kälte sogar bereits am 1. Oktober und dauerte ununterbrochen bis zum 2. Februar. Infolgedessen waren alle Wassermühlen außer Betrieb und man mußte in Schleswig an vielen Orten das Brotkorn kochen oder kochen. Vom Winter 1543 meldet eine Chronik, das Eis auf der Ostsee sei so stark gewesen, daß „eine förmliche Heerstraße von Deutschland nach allen dänischen Inseln führte.“ Man reiste mit Pferd und Wagen nicht nur nach Dänemark und Schweden, sondern auch nach Kofnod und Dania.

Durch besonders starke Schneefälle zeichnete sich der Winter von 1555 aus. In manchen Orten lag der Schnee so hoch, daß die Menschen ihre Häuser nicht verlassen konnten. — Ein besonders langer Winter war den Deutschen 1585 beschieden, so daß man mit Lastwagen nach Dänemark herüberfuhr. — Als die Schweden 1658 in Schleswig-Holftein kauften, froz es längere Zeit hindurch so heftig, daß sie mit Bagage und Geschützen über den Kleinen Belt nach Hünen siehen konnten. — 1874 herrschte vom 17. Januar bis zum 14. März eine grimmige Kälte. Dabei lag der Schnee stellenweise mehrere Meter hoch, so daß die Menschen von ihren Häusern Gänge ins Freie graben mußten.

Einen der strengsten Winter, von denen die Kunde auf uns gekommen ist, muß der von 1739-40 gewesen sein. Die Kälte setzte allerdings erst im Dezember ein, sie hielt aber in unverminderter Stärke bis in den Frühling hinein an und noch am 12. Juni waren alle lebenden Gewässer von einer dünnen Eisschicht bedeckt. Viele Fische erfroren in den Flüssen; die Erde war so hart, daß man keine Gräber für die Toten graben konnte und die Luft zeitweilig durch den Frost so verdichtet, daß man das Läuten der Kirchengeläute nur gedämpft hörte. Selbst in stark geheizten Räumen froren alle in der Nähe der Fenster stehenden Flüssigkeiten. Die Menschen, die sich ins Freie hinauswagten, bekamen Blasen im Gesicht, die jedoch nach dem Einreiben mit Schnee wieder versiegen. Aus dem Fenster goss kaltes Wasser fiel in Gestalt von

Eisapfen auf die Erde. In den Ställen erfroren das Vieh, in den Wäldern kamen ungeheure Mengen von Wild um und strichweise gingen alle Vögel zugrunde. Die Bäume bekamen in jenem Jahr erst im Juni Blätter und die Rosen begannen Ende Juli bzw. Anfang August zu blühen. Natürlich fiel die Ernte sehr schlecht aus und das wenige Getreide, welches gewonnen war, konnte nicht vor Ende September geschitten werden. Daß dieser furchtbare Winter, ebenio wie der von 1795, eine große Teuerung zur Folge hatte, versteht sich von selbst.

In einer im Sarburger Museum aufbewahrten Bibel finden sich interessante Eintragungen über strenge Winter. Unter dem Datum des 19. April, 1784 ist dort folgendes zu lesen: „Vom 7. März fingen es an zu tanzen bis zum 12. März. Von da an fingen es wieder an zu frieren, sowohl bei Tage als bei Nacht, so daß man sich kaum bewegen konnte. Zu dieser harten Kälte ging der Graupenmehlentisch durch bei dem Sief, so daß das Wasser 2 Fuß über den Teich ging. Der Frost hielt an bis zum 18. April und hat insgesamt gedauert 21 Wochen und 5 Tage. Solch ein Winter ist in eines Menschen Leben nicht bei uns gewesen.“ Darunter steht von berlichen Sand geschrieben: „Anno 1785 hatten wir wieder einen harten Winter, und es hat 19 Wochen und 3 Tage zu einer Zeit weggefroren, und das Eis der Elbe lag bis 14 Tage nach Ostern in der Elbe. 10 Tage nach Ostern fuhren wir noch mit Pferden und Schlitten nach Hamburg; aber es war doch nicht eine solche Teuerung als voriges Jahr, weil mehr Heu und Stroh gemahlen war. Das Vieh konnte erst nach Pfingsten auf die Weide getrieben werden.“

Besonders kalte Winter des vergangenen Jahrhunderts brachten die Jahre 1845, wo die Elbe noch am 3. April mit Eis bedeckt war, und 1850. Damals fiel das Thermometer bis 36 Grad Celsius. Gleichfalls zu den strengen Wintern gehören diejenigen der Jahre 1855, 1858, 1869, 1871, 1881, 1888 und 1896. In diesem Jahrhundert; waden die kältesten Winter die von 1906-1907, 1911-12 und vor allem der von 1916-17, der mit seiner strengen, anhaltenden Kälte, ebenio wie der spätere von 1923-24, noch in unangenehmer Erinnerung ist.

Theater und Musik

Badisches Landes theater

Erstaufführung im Zeittheater: „Der Mann, den kein Gewissen trieb“. Schauspiel von Maurice Maeterlinck.

Wie ein heller Lichtschein geht dieses schmale Stück des durch seinen berühmten Vater Edmund besten besaßten Franzosen über die Bühnen Deutschlands. In unserem durch den Sanhael ballantisierten Vaterland, wo das Menschenleben keinen Pfifferling auf, wo Morde und Ueberfälle zu den alltäglichen Erscheinungen gehören, wo notorische Mörder frei herumlaufen und sich ihrer Untaten rühmen dürfen, wird ein Werk aufgeführt, worin sich ein Mensch ihmere Gewissensnorme macht, weil er einen andern „legal“ umgebracht hat. Das ist ein Kontrast! Ein Mensch wird gezeigt, der das fünfte Gebot erst nimmt. Ein Sonderling, wird man sagen, nun ja, aber sollte es diesen feinfühligem Sonderling unter Millionen Gedankenloser nicht geben? Das Besondere ist immer die Ausnahme.

Dieser Mann, „den kein Gewissen trieb“, ist ein junger Franzose. Er hat im Krieg einen jungen Deutschen im Nahkampf erschossen. Sein wahres Gewissen schreit ihm leiser seine Schuld in die Ohren, und das marternde Schuldgefühl treibt ihn nach Deutschland zu Eltern und Braut des Getöteten. Der Vater, der Professor Solberlin, ein deutschnationaler Arzt von echtem Schrot und Korn, aber von der Dast seines Schmerzes, verhält sich zunächst unerbötlich gegenüber dem Erbeind. Die Mutter hat ihr Leid geläutert und so höherer Auffassung vom Krieg hinaufgehoben. Sie überwindet den engen nationalen Horizont, ihre Seele weitet sich um Menschentum. Aus der Berührung des Franzosen mit der geistigen Substanz des deutschen Hauses ergeben sich nun allerdings Gegebenheiten, um eine Fülle schöner humanitärer Gedanken ins Publikum zu werfen.

Das Ganze charakterisiert sich als ausgebrochen pazifistisches Tendenzdrama, aber wer möchte leugnen, daß es

eine sublimen Dichtung und ein Kunstwerk von Rang ist? Es gerührt wieder einmal die Tüchle des Herzeins, die über die matteische Macht einmal als besonders hochstehend beständig Zurecht behauptet man bei diesem Werk: Das es kein Deutsches war, der dem Krieg mit einem so hohen sittlichen Ernst zu Leibe geht und daß man in Karlsruhe sich hinter die Schuemaueer geschlossenen Gendarmenreihen flüchten muß, um eine so erhebende Leistung überhaupt aufzuführen zu können, ohne Störungen durch Mäuse und Stinbomben fürchten zu müssen. So weit haben es es nun glücklich. Das Stück wäre würdiger, im weitesten Rahmen der Öffentlichkeit gespielt zu werden, aber die stöckerische Kriegesgebrüll gilt zur Zeit als heilig. Deutschland fällt sich im moralischen Koffstand.

Zu der feingefügten Dichtung eine penibel und lauber ausarbeitete Darbietung, für die Herr Baumhach verantwortlich zeichnet. Gedämpfter Kammerdiplom, wenig Bewegung, keine Hysterie fürste Gesamtheit auf den feingefügten Dialog, dessen tragische Wirkung noch durch die Überzeugung hindurchschimmert. Siefen! Daß die Hauptlast des Abends, eine wirklich tolle Leistung, die an die Nerven des Künstlers enorme Anforderungen stellt. Der rein auf das Seelische abgestimmte Dialog erfordert von ihm die äußerste Disziplin des Ausdrucks und des Gestus, falkter Ton, eine unmaßlose Gebärde, und der Eindruck wäre nicht. Dabei hat sich wieder einmal als Seelenkünstler von Rang bewährt. Paul Rudolf Schultze gab einen schon in der Vergangenheit geratene deutschen Professor. Vornehme Haltung, lauter Trauer um den gefallenen Sohn, starr einseitige politische Einstellung und die bittere Hoffnungslosigkeit für die leere Zukunft waren die Komponenten dieses scharf umrissenen Topus. Frau Fraunhofer hatte die Rolle der Frau Solberlin übernommen; mit dem Rofnod wohl eine der besten deutschen Frauengestalten geschaffen. Ihre kultivierte Sprechweise im Verein mit der mütterlichen alltäglichen Darstellung machte ihre Leistung zu einem Genuß, den Herr Bertram mit ihrer äußerlich etwas zu sehr auf sich selbst gearbeiteten Angewandtheit und feingefügten deutschen Nachtragsjungen mit seiner Ungefälligkeit und schmerzhaften monomantie sowie dem tonationellen Franzosen das schmeckt. Zu helle, Herr Kienig erf mit seiner weißen Haarflut gar die Geistesreichen mit Würde, Marie Genfener sich dem Dienstlichen Kuqule Farbe und Leben. Herr Prütter hielt den Schandhändler in dem himmungslosen Rahmen des Ganzen, so daß dem Zusammenstoß eine Wirkung erblühte, die an Gefühlsstärke und Nachvollziehbarkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Das Premierenpublikum verließ das Theater sichtlich beeindruckt und hochbetrieht.

Allerlei

Die Neptun-Umdeutung photograrisch. Die Bahn des Neptun bildet bisher eine der ungelösten Geheimnisse der Astronomie, weil dieser Planet von der Erde aus auch durch das stärkste Fernrohr nur als eine Lichtscheibe von etwa 1/2 Zoll im Durchmesser erschein. Keine Merkmale sind sichtbar, und die Richtung des Neptun-Umdeutung feststellen zu können, war es nötig, nur die binneren Einflüsse der Scheibe zu fotografieren, der den Verlauf des Neptuns darstellt. Diese Überaus schwierige Aufgabe ist jetzt den Astronomen der Lid-Sternwarte in Kalifornien, Dr. S. Moore und D. S. Menzel, gelöst. Die erhaltenen Photographien zeigen nach langer und sorgfältiger Entwidlung ein Spektrum des Neptuns, das heißt das Licht von diesem Planeten des Planeten, in seine einzelnen Linien zerlegt. Ein neues Studium dieser Linien des Spektrums hat Aufschluss über die Bewegung des Neptuns und zeigte, daß die Umdeutung des Neptun in der gleichen Richtung erfolgt wie die der Erde.

Aufdeckung römischer Gräber. In Tulln wurden auf einem Grundstück Gräber aus spätrömischer Zeit entdeckt. Es handelt sich um Ziegelsteingräber aus der letzten Zeit der römischen Herrschaft an der Donau. Die Gräber enthalten zum Teil Krüge, welche Kultur ihrer Zeit bezeugen: Glaswaren, bronzene Spangen, aber wurden sehr Gräber aufgedeckt. Die Grabungen werden fortgesetzt.

Eine Voraussage für das Jahr 1931 wies einen Rückfall auf den vergangenen Jahr findet man in der Hadebeis J. J. Nr. 1. Silberrummet bietet durch ihren Inhalt aus besonders haltbarem Stoff für die Ablichtstunden vom Jahre 1931. Zahlreiche Aufnahmen von den Bühnen sowie Bilder anderer Künste Sportleute verollständigen die Hadebeis J. J. Nicht zuletzt auch eine Inventur der Bildredaktion allgemeinen Beifall.

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Erik Rosenfeld.

Copyright 1930 in E. Paulsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

1) (Nachdruck verboten.)

In zahllosen Romanen aus der abenteuerlichen Welt des Films ist versucht worden, den Zauber dieses Reichs der Kulisse, das Spiel von Sein und Schein, den Glanz schneller Karrieren einzufangen. Erik Rosenfeld ist in seinem Roman „Die goldene Galeere“ von anderen Abichten geleitet. Er zeigt zum ersten Mal das soziale Gesicht der Filmindustrie. Er zeigt, wie das Geschäft über den Geist triumphiert, die einträgliche Machte über die Kunst; er zeigt, wie das laufende Band der Amüßerfilmerszene junge Talente vernichtet, junge Schauspieler in einer Schablone erstarren läßt, junge Dichter zwängt, sich zu prostituierten. Und er versucht darüber hinaus aufzuzeigen, wie diese Filmindustrie in den geistigen Nachtapparat der herrschenden Klasse eingebaut ist, wie sie, oft bemußt, meist unbemußt die ungeheure Eindeutsamkeit des Films auf die Massen im Interesse der Befriedigung und der Verherrlichung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung verwendet. Zwei Gestalten greift Erik Rosenfeld aus der Menge der jungen Menschen heraus, die auf diesen Galeeren des Geistes gefangen sind: eine junge Schauspielerin, deren künstlerischer und menschlicher Charakter von der Filmindustrie zerstört wird, und einen jungen Filmbücher, der sich nach langem Kampf gegen den Ungeist der Filmindustriellen durchsetzt, als es ihm endlich gelingt, ohne das Geld der kapitalistischen Filmindustrie einen seiner himmlischen Träume zu verwirklichen. Der Roman spielt in Berlin: wie ein drobenes Gespenst über, Anstalt aller Wünsche, Ziel aller Sehnsüchte, ragt in der Ferne die Silhouette von Hollywood, der Stadt, von der aus der kapitalistische Film seine Feldzüge gegen den Geist und gegen die Befriedigung der Menschheit lenkt. Der Roman von Erik Rosenfeld erfüllt eine wichtige Aufgabe auf einem Gebiet, das leider immer noch zu wenig beachtet wird: auf dem Gebiet der Aufklärung der proletarischen Massen über das wahre Gesicht des kapitalistischen Films.

Die neuen Tempel.

Und da stand eine schwarze Wolke wie ein schwerbeladenes Schiff regungslos über dem Sonnentempel, der zu Baalbeck wie ein Würfel aus Gold und Marmor zwischen den Gebirgen aus der Erde wuchs.

Tausende und aber Tausende sogen mit Gaben und Gebeten zu den Altären, Menschenopfer wurden dargebracht ohne Zahl, goldene Galeeren jagten über die Meere, aus vergessenen Ländern Schätze herbeizuholen. Denn die Götter waren gierig, und nicht das Glück der Menschen wollten sie, sondern ihre eigene Macht.

Da aber erdönte aus der Wolke eine Panzart, ateller als Gewitter, und die Tempel stürzten zu Baalbeck und Athen, zu Babylon und Rom, zu Mexandrien und Jerusalem, am Ganges und am Yang-tse-kiang.

Die Götter aber verbanden sich zu einem gewaltigen Schwur: ihre Tempel sollten wieder auferstehen, wieder und wieder durch den Wandel der Zeiten, nur ihr Anlit sollte wechseln im Rollen der Jahrtausende. Die Sterne stoben über dieser Stunde des Schwures. Sie waren wie Ketten im Diodem des Himmels.

Dann aber erblühte ihr Licht Bläs kimmerten sie neben den Lichtskaden der neuen Tempel, die sich erhoben in allen Städten der Erde. Arm waren die Sterne an Zahl und Kraft neben den hunderteausend glühenden Funken, mit denen die Tempel Raam; um Nacht Millionen Menschen in ihren Bann lockten. Und die Menschen kamen und brachten Gaben und loufsten dem Wort der Priester und wußten nicht, daß sie gierigen Göttern dienten, den Göttern des Goldes.

Der Himmel strahlte die rote und blaue leuchtende Schrift wieder. Bänder und Gestalten aus Licht reden sich gewaltig in die Nacht. Puffstaben trompeteten ins Dunkel, lautlose Sirenenkreie. Man müßte sich die Augen verstopfen, um gegen sie gefeit zu sein.

Niemand ist gegen sie gefeit. Sie werden um dich, und du bist wehrlos. Sie umfauern dich, sie umsingeln dich, und du erahst dich ohne Widerstand.

Eine Welt zieht an dir vorbei, fliegend und leuchtend. Doch nicht an dir allein zieht sie vorüber. Millionen zieht sie zu sich in tausend Städten in der gleichen Stunde. Plantagenstaven in Sidomerika und Kulis in ägyptischen Gassen, Milliardäre in den Luxus-hotels Kairo und Velsäger in den verlassenen Tälern des Amazonas. Fischer aus der Braganca, Bauern aus dem Schwarzwald, Bergarbeiter aus der Borinane, Midneiten aus Paris, Univeritätsprofessoren aus Bonn und Ruischer aus Berlin, Kaufleute aus Konstantinopel und Künstler aus Stockholm. Weder aus

Nottingham, Metallgießer aus Efen, Mattenflechter aus Tulln und Seckelanten aus Neudorf, Tagelöhner aus Marzeile und Redder aus Rotterdam, Piloten und Mineure, Dichter und Maler, abgeraderie Frauen, die in den neuen Tempel fliehen, um dem Gespöche der Wirklichkeit zu verfluchen, und gelangweilte Damen, die in den neuen Tempel fliehen, weil sie des Mühsiggangs müde sind.

Wenn sie wieder unter den Himmel treten, unter die Sterne, dann wissen sie nicht, daß sie an Strn und Ders gefesselt, dann hingenommen wurden wie kleine Kinder von einem Riesen, aber noch ein Fünftel ihrer Seele frei ablieben, dann werden sie zu den Sternen fliehen und werden sehen: neuen Lichtskaden und Feuergerben sind die Sterne blaß und matt, nicht mehr so hell, wie sie im Diodem des Himmels, jöndern Tränen, die die ewige Himmel unerforschlich über den neuen Tempel weint.

So ragen die neuen Tempel und Altäre. Die Priester, die Priester pfeifen durch die Luft, die goldenen Galeeren jagen über die Meere.

Der Himmel über ihnen, ein großes, dunkles Dach, hat nur ein Tränen.

Doch auch über diesen Tempeln zieht eine Wolke auf, ach, mit Gewittern, und es kann die Stunde kommen, da eine Gewitter gelte zwischen die Götter und Priester und die Millionen fliehen in den tausend Städten. Dann führen auch die neuen Tempel den Palästen des singenden Lichts und der tausenden Scharen. Wie einst zu Baalbeck und Athen, zu Babylon und Rom, Mexandrien und Jerusalem, am Ganges und am Yang-tse-kiang.

Erster Teil.

Das Büro der Mandelberg-A.G. lag im Halbdunkel. Die Lampen waren herabgelassen, nur ein paar Streifen matten Lichts lagen auf dem Schreibtisch und den Stühlen, Staub und Schatten der Straße drangen abwärts in den Raum. Zwischen den Stühlen des Vorkamms aber schlich die Dine herein, die auch der unabhällig furende Ventilatör auf der Säule nicht zu brechen vermochte.

In den dunkelgrünen Lederantwils, zwischen denen angedeutet ein kleines Tischchen sein Dasein triftete, kimmerten zwei Herren in Bombärmeln, Zigarren im Mund, das Taidentüchlein der Hand, das sie ab und zu an die Stirn führten, um den Schweiß zu trocknen. Sie saßen das vorfichtig und unmaßlich, hielten der Däcke, als wären die trüben Tropfen auf seiner Glase eine Koffbarke, das Koffbarke vielleicht, das sein Gebieterkopf brachte.

(Fortsetzung folgt.)